



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Victor: Gedanken über Goethe : 2. Stände.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

2. Stände.



Das Zusammenleben der Menschen, naturgeschichtlich bestimmt, sondert sich je nach der Beschäftigung in getrennte Gruppen, jede mit eigenem, durch die Stellung und das Verhältnis zum Ganzen ihr aufgedrücktem Gepräge. So fand es schon, wie wir gesehen haben, ein ehrwürdiger Gesetzgeber des Altertums, der weise Solon, sechshundert Jahre vor der christlichen Ära, ja in noch früherer Zeit zeigen sich in Griechenland leichte Abbilder des ägyptischen und indischen Kastenwesens, durch Abkunft und Vererbung befestigte Arten der Thätigkeit: so die Sänger, denen wir das älteste Epos verdanken, die Homeriden, oder die Ärzte, die Asklepiaden, auf der Insel Kos und anderswo; sie tragen alle gleichen Namen, zum Zeichen, daß das Individuum außer dem Geschlechte und Verufe nichts ist und nichts zu sein verlangt.

Auch die germanische Welt erscheint, wo sie uns zuerst bekannt wird, in die drei Stände der Knechte, Freien und Edeln geteilt; aus den letztern gingen die Könige hervor, die zugleich das Amt des Priestertums übten. Dieselben drei Stände leitet das altnordische Rigsmål in mystischer Weisheit aus der Familie und deren Erbfolge ab. Von dem Ältervater und der Ältermutter (ai und edda) stammen die Knechte (thraelar), vom Großvater und der Großmutter (afi und amma) die Freien (karlar, noch heute deutsch Karl, Kerl), endlich von Vater und Mutter (fadir und mödir) die Edeln (iarlar, das angelsächsische eorl, englische earl.) Die erstern sind mißgestalt und schmutzig, nähren sich von grober Speise, die letztern schön, leuchtend, tapfer und kriegerisch. Im christlichen Mittelalter zerfällt die Gesellschaft noch immer in drei Teile, aber als eine durch fremde Kultur und den Gang der Völkergeschichte bewirkte Gliederung: es sind die Bauern, die Ritter, die Priester. So in Freidanks „Bescheidenheit“ 7, 1:

Got hât driu leben geschaffen,
Gebûre, ritter, phaffen —

was andre mit den drei Worten: stole, swert unt phluoc bildlich ausdrücken. Gegen Ende des Mittelalters, als die adliche Romantik, die aus Frankreich gekommen war, und die religiöse Phantastik, die die Kreuzesfahne nach Jerusalem getragen hatte, verblüht war, kam eine vierte Abstufung von mehr prosaischem und nüchternem Charakter hinzu — die Bürger der Städte, die Zünftler und ihre

Orbigkeiten. Die Reformation entfernte dann in allen Gegenden, wo sie sich durchgesetzt hatte, die Pfaffheit oder Stola als eigne, der Welt der Laien gegenüberliegende Schicht, und es blieben wiederum die drei sich über einander bauenden Stockwerke: Bauern, Bürger, Adel. Im achtzehnten Jahrhundert endlich, zur Zeit Goethes, war im modernen Staate das Leben mannichfacher geworden und zerfiel innerhalb der genannten, noch immer geltenden Grundzüge in eine Menge besondrer Gestalten und individueller Berufskreise. Aurelie im „Wilhelm Meister“ (4, 16) zählt einige auf, mit kurzer, scharfer Charakteristik: der kühne Soldat (fortis et animosus, Egmont im Kerker: „wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich annaßt,“ Soldatenlied im Faust: „kühn ist das Mähen, herrlich der Lohn,“ „Mädchen und Burgen müssen sich geben“),*) der rasche Prinz („der flüchtige Junker“ am Anfang von „Wilhelm Meister“ ist soviel als der Offizier), der derbe Landbaron, der phantastisch aufgestuzte Student (auch innerlich phantastisch, erfahrungslos, hohl-begeistert, seine Kräfte vergeudend), der bewegliche Ladendiener (der dienstwillig und gefällig im Laden hin und her fährt, auf- und abklettert), der schwankfüßige genügsame Domherr, der freundlich glatt-platte Hofmann, der eingebilbete Kaufmannssohn (anspruchsvoll und halbgebildet, mit Ringen und Ketten), der gewandte, abwiegende Weltmann, der junge, aus der Bahn schreitende Geistliche (damals vielleicht der rationalistische, keck das Dogma verwerfende, der Freund der Literatur, des Theaters und der Schauspielerinnen; später kam eine Zeit, wo der Geistliche im orthodoxen Eifer nach der entgegengesetzten Seite aus dem Geleise geriet), der steife aufmerksame Geschäftsmann, der demüthig-stolz verlegene Gelehrte (äußerst treffende Beiwörter), der gelassene, sowie der schnelle und thätig spekulirende Kaufmann (ersterer der deutsche in den Seestädten, letzterer der jüdische) u. s. w. Vielleicht ist dies Bild der sozialen Bestandteile um dieselbe Zeit entworfen, wo der Dichter an Frau von Stein schrieb (20. September 1785): „Edelsheim (Geheimerat im Dienste des Markgrafen von Baden) ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe“ — oder auch drei Jahre früher, als er in sein Tagebuch schrieb (19. Januar 1782): „Jeder Stand hat seinen eignen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen“ — oder endlich in oder bald nach Italien, über mich selbst und andre, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zu-

*) Aus Ottiliens Tagebuche: „Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat. — Rohe Kriegerleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.“

legt wird alles im Wilhelm gefaßt und beschloffen" — und in der Morphologie, Schickal der Handschrift: „Das dritte, was mich beschäftigte“ (nach der Rückkehr aus Stalien), „waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft.“

Goethe selbst war bürgerlich geboren, und so zeigen uns seine Schriften zunächst Abbilder gerade dieses Standes und der in demselben herrschenden Gesinnungen und Sitten. Dies gilt besonders von den Dichtungen vor Weimar, dann von denen nach Stalien. Über ihnen allen liegt ein eigentümlich bürgerlicher Himmel, und von diesem weht uns der Atem freundlicher Wärme, gesunden Verstandes, sittlicher Begrenzung, aber auch herber Strenge entgegen. Die letztere führt dann, da sie das Urrecht des Gemütes nicht anerkennen kann, zu Elend und Verderben; aber indem ihr dies Opfer dargebracht wird, löst sie sich in ihrem harten Eigensinn auf, und es ergiebt sich ein milderer Urtheil über den Selbstmörder, wie Werther war, oder über den Fall eines armen Mädchens, wie Gretchen, die in Scham und Angst vergehend zur Kindesmörderin wird. Die Wahrheit dieser Schilderungen ist so groß, daß sie von selbst zur Schalkheit wird — die im nächsten Augenblick wieder in Ernst übergeht, der aber vielleicht selbst nur verstellt und dadurch umso liebenswürdiger ist. Dies alles kann mehr empfunden, als in Worte gefaßt und dargethan werden, und wir begnügen uns daher, einige Züge aus dem Leben goethischer Bürgerleute zu sammeln und die Sicherheit der Auffassung und Treue der Wiedergabe an Beispielen ins Licht zu stellen.

Echt bürgerlich ist die Abneigung gegen Mystik und Vision, gegen Irrwege der Phantasie und Berrückung der Grundlagen des Lebens. Für tiefere Seelenleiden hat das Bürgertum weder Begriff noch Mitgefühl, es mag auch in Kirche, Staat und Dichtung das Exzentrische nicht. Wie nur aus diesen Kreisen eine so reine Mädchennatur, wie Gretchen sie uns zeigt, hervorgehen konnte — aus dem Adel nicht, da wäre sie früh verbildet worden, aus dem Bauerstande nicht, da wäre sie in grober Arbeit derb und ohne Seele verblieben —, so war auch nur dort ihr Schickal so rettungslos; unerbittlich ist Valentin in seinen letzten Worten, die Mädchen am Brunnen kennen kein Erbarmen, und der böse Geist im Dome flüstert der Schuldbewußten schreckliche Gedanken zu. Klärchens Mutter war schwach genug gewesen, die Liebe ihrer Tochter zu dem vornehmen Ritter zuzulassen, doch macht sie sich Vorwürfe und gedenkt mahnend der Zukunft; Gretchens Mutter muß aber eine strenge Frau gewesen sein: „würden wir von ihr betroffen,“ sagt Gretchen, „ich wär gleich auf der Stelle tot,“ und der Tochter Schande, sowie daß ihr Sohn auf der Straße erstochen worden (beides hing ja genau zusammen), wird ihr den

Tod gebracht haben. Denselben Fehltritt wie Gretchen hatte Melinas nachmalige Gattin begangen, und sie bekannte dies frei; dies schadete ihr in Wilhelms Augen nichts, anders aber dachten die Gerichtspersonen und die gegenwärtigen Bürger: die einen erkannten sie für eine „freche Dirne,“ die andern dankten Gott, „daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren“ (Wilhelm Meister 1, 13). Auch nahm es mit Frau Melina ein fast ebenso böses Ende wie mit Gretchen und Klärchen: sie wurde Schauspielerin, und was konnte es Verächtlicheres geben, als dies landstreicheriſche, zuchtloſe Gewerbe? Ein bedeutungsvoller Kontrast iſt es, daß Wilhelm, der angehende Bretterheld, der mit einer deſgleichen Heldin durchgehen wollte, der Sohn eines ſtattlichen und richtigen Kaufherrn ſein mußte; daß er, der in Marianens Kammer alles durcheinander liegen ſah, in einem feinen Bürgerhauſe, wo Ordnung und Reinlichkeit aufs höchſte galten, erzogen war (1, 15; „fein“ iſt hier der techniſche Ausdruck; auch Goethes Vaterhaus war ein feines, Hermanns Vater ein feiner Bürger). Aber eben die „verworrene Wiſtſchaft“ iſt es, die zur Entdeckung von Marianens Untreue führt; der Nebenbuhler war ein junger Kaufmann, und in den wenigen Zeilen ſeines Briefchens (am Ende des erſten Buches) malt ſich meiſterhaft, in jeder Wendung und bis ins kleinſte Wort, die eigentümliche Rohheit der Jünglinge dieſes Standes. Der Kaufmann gehört zwar auch zum Bürgertum, aber in gewiſſem Sinne iſt er darüber hinaus; er ſpekulirt und reflektirt, und ſo trägt ihn der Grund naiver Sitte nicht mehr; er muß die Menſchen beobachten, die Zeiten bedenken, damit er aus beiden ſeinen Vorteil ziehe; ideale Motive liegen ihm fern, und er verfällt leicht in grobe Sinnlichkeit; er gehört zu den beſten Kunden des Aukſternkellers und der Kupplerin; da er das Geld nicht zu ſparen braucht, ſo gelingt ihm die Verführung bald, und nicht bloß die Tänzerin, auch die Tochter armer Eltern nimmt ſeine Geſchenke an und leiht ihm Gehör. So war Norberg, der das erwähnte Zettelchen ſchrieb, ſo auch von anderer Seite Werner. Goethe, als geborner Frankfurter, wußte in der Kaufmannswelt Beſcheid, und wenn er ſie meiſt in ungünſtiger Beleuchtung ſchildert, ſo geſchieht es, weil ſie ihm als Gegenſatz zu der Wärme des Gemütes und dem Adel der Erſcheinung dienen muß. Aus Frankfurt ſchreibt er an Schiller (9. Auguſt 1797): „Menſchen, die aus dem Kaufmannſtamm zur Literatur und beſonders zur Poefie übergehen, ſcheinen mir keiner Erhebung fähig, ſo wenig als des Begriffs, worauf es eigentlich ankommt; vielleicht thue ich dieſer Kaſte unrecht. In „Hermann und Dorothea“ iſt das Haus des Kaufmanns, das dem goldnen Löwen gegenüber liegt, neu und schön, mit weißen Schnörkeln in grünen Fel dern und großen glänzenden Spiegelfcheiben — „denn wo gewinnt nicht der Kaufmann,“ der bei ſeinem Vermögen

auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?

Er fährt im offenen Landauer Wagen mit ſeinen drei Töchtern; Sonntags

versammeln sich bei ihm die wohlfrisirten „Handelsbübchen, denen halbheiden das Lappchen herumhängt“; da wird aus der „Zauberflöte,“ die damals noch neu war, zum Klavier gesungen; die Mädchen lichern und lachen über Hermann, weil er nicht nach der Mode gekleidet ist, „denn eitel sind sie und lieblos“ wie auch der Vater, und allen den Menschen dieses Kreises fehlt es an Herz. Ihnen gegenüber stellt Hermann das deutsche Bürgertum in ächter Gestalt dar, das Bürgertum, wie es innerhalb seiner Schranken seine Gesinnung und seinen Frieden bewahrt hat. Hermann ist treu und fleißig, gediegen und tüchtig. Ihm ist versagt, raschen Geistes dem Scheine der Dinge leichten Ausdruck zu geben, die feinere und geistreichere, aber auch flüchtige und nichtige Lust des Lebens zu erkennen und zu ergreifen. Aber man kann sich auf ihn verlassen, sowohl auf sein Wort als auf die Arbeit, die er thut. In Gesellschaft ist er ungeschickt und blöde, sein Auftreten, seine Kleider sind etwas bäurisch; Weltmenschen erscheint er lächerlich, der List gegenüber ist er ohne Waffen. In der Schule ging es mit ihm langsam; der Vater klagt, daß er immer der Unterste saß; war aber etwas von ihm angeeignet, so war es, weil seiner Natur gemäß, sein Besitz auf immer. Das Unbehilfliche seines Wesens ist nur die Kehrseite der Lauterkeit seines Innern. Gutmütig ließ er sich von den andern Knaben manches gefallen; nur wenn sein Gemüt ins Spiel kam, z. B. wenn über seinen Vater gespottet wurde, über dessen bedächtigen Gang und großblumigen Schlafrock, dann erwachte sein Zorn, und blind hieb er um sich. Fließend und beredt sprechen war nicht seine Sache; „deine Zunge stockte immer,“ sagt der Vater. Desto besser gelangen ihm ländliche und häusliche Arbeiten, im Garten, im Weinberg, auf dem Felde; seine Hengste hat er selbst auferzogen und besorgt sie selbst im Stalle, recht ein Wirtsohn, dessen Freude immer die Pferde sind. Er ist frühmorgens auf, und wenige Stunden gesunden Schlafes genügen ihm; überhaupt ist er gesund, hat starke Nerven und einen hohen Wuchs. Er ist kein Jean-Paulischer Held, der Sehnsucht nach den Sternen hat; nicht für das Weite und Umfassende ist er geschaffen, sondern für ein geordnetes, immer wiederkehrendes Erwerbs- und Familienleben. Zwar will er in den Krieg ziehen und aus den gewohnten Verhältnissen scheiden, aber nicht weil ihm diese zu eng sind, sondern weil er in der ihm zukommenden Gestaltung seines häuslichen Lebens gestört und gehindert wird. Vor den Mädchen in zweierlei Tuch zu prunken, diese Eitelkeit fällt ihm nicht ein. Am Schlusse des Gedichtes spricht er eine standhafte patriotische Gesinnung aus, aber nur weil der gewonnene Besitz des Weibes ihn mit dem Gefühl des Eigentums überhaupt erfüllt hat: „Nun ist das Meine meiner als jemals“ ruft er aus; dann auch, weil er dunkel empfindet, daß allein in der Nation, im nationalen Staate die Sphäre gegeben ist, die alles Privatglück erzeugt und verbürgt. Auch die Art, wie seine Liebe zu Dorotheen sich äußert, ist dem Lebenskreise gemäß, dem er angehört. Kein Wahn und Rausch der Phantasie stürzt ihn zu des Mädchens

Züßen, sondern in stiller Kammer hat er sich einsam gefühlt, die Geschäfte sind ihm öde erschienen, der Vater wird alt, die Habe mehrt sich — für wen schaffen und sich mühen? Er entbehrte der Gattin, er sehnte sich nach einer Lebensgefährtin. In solcher Stimmung begegnete er Dorotheen; er sah sie am Wagen in froher Gewandtheit,

sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,

vernahm ihre verständigen Worte, und mit reinem Gefühl ist er im Augenblick entschieden, und seine Neigung ist so herzlich, daß sie sicherlich durch ein bleibendes häusliches Glück belohnt werden wird.

Hermann hatte in gehobener Rede die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Herd gegen den Feind mit den Waffen einstehen, aber er schließt doch mit den Worten: „Und wir erfreuten uns alle des Friedens.“ So auch der Vater am Anfang des Gedichtes: „Müde schon sind die Streiter,“ sagt er und sieht mit ungeduldiger Freude dem erwünschten glücklichen Feste entgegen, wo das Tedeum in der Kirche den Frieden verkündigt und die Gemeinde dem Himmel ihren Dank dafür darbringt. Und was anders ist der Sinn der ganzen Dichtung von Hermann und Dorothea, als daß in wilder Zeit, in der Auflösung alles Gewordenen, doch die heilende Naturkraft sich bewährt und in Haus und Besitz, in Stiftung der Familie, in begrenztem Dasein und wiederkehrender, sich bescheidender Thätigkeit die ewige Ordnung unzerstörbar ist? So sagt der Pfarrer:

Aber jener ist mir auch wert, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgeht
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten. —
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüt gab!

Und in demselben Sinne die Mutter zu Hermann:

Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.

Der Krieg ist ein Übel, und er bleibe fern von uns:

Doch nur zu Hause bleibst beim Alten —

aber wie es süß ist, vom Hafen Schiffbrüchige zu sehen, so giebt es nichts besseres, als an Sonn- und Feiertagen (in der Woche ist keine Zeit dazu) bei dem Krüge Bier oder dem Glase Wein über die Absichten der Fürsten und den Marsch der Armeen weise Meinungen auszutauschen und, wenn dies mit Hitze geschehen ist, abends ruhig nach Hause zu gehen und Fried und Friedenszeiten zu segnen. Besonders reich an Zügen bürgerlicher Politik ist „Egmont.“ „So seid ihr Bürgerleute,“ ruft Vansen den ehrsamem Meistern Schneider, Zimmermann und Seifensieder zu, „ihr lebt nur so in den Tag hinein, und wie ihr euer Gewerbe von eueren Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment

über euch schalten und walten, wie es kann und mag.“ Was ist bezeichnender als Zettlers bürgerliche Abneigung gegen das Soldatenwesen und die Einquartierung, als seine Furcht und Ängstlichkeit, der übrigen Vertrauen auf den adlichen Führer, den Grafen Egmont, ihr Einspinnen in Haus und Gewerbe bei öffentlichem Unglück und drohender Gefahr? So bringen sie denn auch beim Wein, der ihnen das Herz öffnet, den bürgerlichen Trinkspruch aus: „Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit!“ Freiheit nämlich von jedem Eingriff in das Herkommen und die alten Rechte, Freiheit auch der persönlichen Existenz und der eignen Meinung — denn das Murren wider den Burgemeister, der Streit der Rathsherren und der Zünfte untereinander — das muß erlaubt sein.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
— Gehorchen soll man mehr als immer
Und zahlen mehr als je vorher.

Im übrigen dankt der Bürgermann jeden Morgen Gott, daß er nicht Kaiser oder Kanzler ist und nicht für das römische Reich zu sorgen braucht. Denn

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andere wird sich von selber machen.

Überall wo das Bürgertum sich unverdorben erhalten hat, liebt es, den sittlichen Mächten, von denen es beherrscht wird, in Sprichwörtern, Maximen, Erfahrungen, allgemeinen Sätzen Ausdruck zu geben. Diese Lehrsprüche sind dem Bürgermann, was die Wetterregeln dem Bauern, und leiten sein Thun mehr als die Dogmen, die er Sonntags von der Kanzel hört. Er führt sie gern im Munde und fügt dann hinzu: so sagen die Weisen, oder: so sprachen die Alten. Nicht alle sind auf deutschem Boden erwachsen, viele stammen von Griechen und Römern und wanderten auf verschiedenen Wegen ein, viele sind aus der Bibel geschöpft. Als im Mittelalter der farbige Nebel romantischer Fiktionen zergangen und allmählich in den Städten ein arbeitender Bürgerstand aufgetreten war, da thut sich in Spruchgedichten die echt bürgerliche, etwas beschränkte Lebensweisheit auf — worüber jede Literaturgeschichte Auskunft giebt. So ist auch Sancho Pansa, die verkörperte plebejische Gewöhnlichkeit, unerschöpflich in Sprichwörtern, mit denen er die Schwärmereien seines adlichen Herrn zu Falle bringt. In „Hermann und Dorothea“ ist dies der Ton, in dem alle Reden gehalten sind; es sind ganz bürgerliche Betrachtungen und Erwägungen, gezogen aus der Erfahrung des täglichen Lebens, aus dem Umgang unter gleichen, in kleinen Kreisen, nicht geistreich und originell, da sie ja gelbende Klugheit enthalten, aber kräftig und verständig, auch liebevoll und treu. Und auch das eigentliche Sprichwort fehlt nicht; so sagt der Vater:

Ein für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der geht zurücke. So bleibt es.

Da das Gedicht von Reineke Fuchs sich die Aufgabe stellt, den Lauf der Welt, Grenzboten IV. 1883.

die Menschen, wie sie sind, zu schildern — daß unter diesen nicht gerade das Böse, wohl aber die List und der Verstand stets die Oberhand behalten —, so ist es besonders reich an sprichwörtlichen Wendungen echt deutscher Art, und wer sie sammeln wollte, könnte wohl mehr als einen Bogen damit füllen. Drum hier nur ein paar Beispiele. Im ersten Gesang:

Alt und wahr beweist sich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt selten.

Im zweiten:

Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Ebenda:

Maß ist überall gut, bei allen Dingen.

Sechster Gesang:

Besser geschworen als verloren.

Achter Gesang:

Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren, als wie im Kloster, das wißt ihr;
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.

Ebenda:

Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.

Neben solchen Erfahrungssätzen findet auch die positive Religion in dieser Bürgerwelt die gebührende Achtung und Ehrfurcht, doch nur insofern sie den natürlichen Verlauf des Lebens begleitet und die bestehenden sittlichen Anstalten heiligt und regelt, Geburt und Tod, Verlobung und Trauung, silberne Hochzeit, Friedensschluß, Fest des Landesherrn, Weihe des Hauses u. s. f.; sie ist umso willkommener, je mehr sie mit mäßigem Anspruch im Geleise des Hergebrachten verbleibt und mit ihren Satzungen sich nicht aufdrängt. So ist auch der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ ein milder, aufgeklärter Mann, der nicht bloß die heiligen, sondern auch die besten weltlichen Schriften kennt und schätzt und mit seinen Tröstungen und Ermahnungen nur die allgemeine Gesinnung bestätigt und durch höhere Bildung läutert und adelt.

Daß die Gewohnheit dem Bürgermann heilig ist, erhellt aus allem obigen. Durch neues wird das Behagen gestört; ein lange getragenes Kleid ist bequem, und man legt es nicht gern ab; ein neuer Schuh drückt immer, auch wenn ihn der Meister Knieriem von drüben mit bekannter Geschicklichkeit dem Fuße angepaßt hat. Wir wollen nur an eine Redensart erinnern, durch welche die Sprache selbst diesen Umstand zu bekräftigen scheint: die löbliche Gewohnheit, das löbliche Herkommen, die löbliche Ordnung und Sitte. Bei Goethe kehrt diese Formel häufig wieder: „Im Innern ist ein Universum auch, daher der

Völker löblicher Gebrauch" (Gott, Gemüt und Welt) — „nach meiner löblichen und unlöblichen Gewohnheit" (Italienische Reise) — „herkömmlich löblicher Sitte gemäß" (Campagne in Frankreich) — „in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß" (Aus meinem Leben, Buch 14) — „der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung" (ebenda, Buch 19) — „in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edeln Gegenständen, im Umgange mit guten Menschen aufgewachsen" (Wilhelm Meister) — „die Frauen genießen einer löblichen Freiheit" (Die guten Weiber) — „nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit" (Olfried und Lisena) — „nach seiner löblichen Gewohnheit" (An Schiller, 15. Okt. 1796) — und gewiß noch an andern Stellen.

Bürgerlich, kleinstädtisch ist auch die Geltung, die der Nachbarschaft zukommt. Die Nähe der Wohnung bringt gleiche Not, gleichen Zufall, wird zum Bande der Freundschaft, zur Vertraulichkeit. Nachbarn sehen sich oft, helfen sich aus, die Kinder erwachsen zusammenspielend auf demselben Hofe, klettern über dieselben Gartenzäune herüber und hinüber. Die üble Nachrede ist nur die andre Seite dieser wärmern menschlichen Teilnahme. Frau Marthe Schwerdtlein, die von ihrem Städtchen klagt:

es ist ein gar zu böser Ort,
Es ist als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Tritt und Schritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man sich immer stellt —

ist Gretchens Nachbarin, zu ihr springt Gretchen hinüber, vertraut ihr, was sie der Mutter nicht zu gestehen wagt, und in ihrem Garten geschehen die Zusammentünfte mit Faust. Der Apotheker wird mit „Nachbar" angeredet und hat als solcher ein Recht, Hermann bei der Brautwerbung zu helfen und in einer so wichtigen Angelegenheit seine Stimme abzugeben. „Frisch, Herr Nachbar, getrunken!" ruft ihm der Vater zu, und ein andermal: „Gern geb' ich es zu, Herr Nachbar." Auch Hermann redet ihn so an: „Nachbar, keineswegs denk' ich wie Ihr." Ein andres Beispiel bietet das Fastnachtsspiel vom Pater Brey. Da ist der Würzkrämer als Nachbar befugt, der Frau Sibylle den Wahn zu benehmen und den Herrn Pater zu entlarven. „Frau Nachbarin, sagt er, was ist Ihr Begehr?" und sie spricht: „Ei, der Herr Nachbar braucht Einen nicht sehr," worauf er erwiedert:

Red sie das nicht. Es war eine Zeit,
Da waren wir gute Nachbarleut
Und borgten einander Schüsseln und Besen.

Und auch der Bürger, der am Osternachmittage vor dem Thor spaziert, spricht zum andern:

Herr Nachbar, ja, so laß ichs auch geschehn.

Und wie natürlich ist es, daß auch aus der Nachbarschaft gefreit wird! Beide, Jüngling und Mädchen, sind ja zusammen Kinder gewesen, in derselben Umgebung erwachsen, sie reden dieselbe Sprache, die Eltern sind sich bekannt, vielleicht befreundet — das paßt zu einander; sich täglich sehen, heißt in dem Alter, wo das Naturgefühl erwacht, sich lieben, mit allmächtigem, nur durch die Scham verhülltem und gehemmtem Zuge einander zutreiben. So giebt schon der alte Hesiod die Lehre: „Du heiratest am besten die, die nahe bei dir wohnt“ (Werke und Tage, 700):

τὴν δὲ μάλιστα γαμεῖν, ἥτις σέθεν ἐγγύθι ναίει —

und so waren Hermanns Eltern Nachbarskinder gewesen, so sind es Alexis und Dora:

Schöne Nachbarin, ja so war ich gewohnt dich zu sehen —

und wäre es nach des Vaters Willen gegangen, so hätte sich Hermann drüben aus dem grünen Nachbarhause eine der Töchter geholt. Aber Hermann mochte dies nicht, denn, wie der gleich folgende Vers der „Werke und Tage“ lautet: „Schau gleichwohl bei der Wahl um dich, daß du nicht zur Schadenfreude der Nachbarn werdest“:

πάντα μάλ' ἀμφὶς ἰδών, μὴ γέτοοι χάσματα γήμης.

In ältester Zeit, wo unsre Voreltern mit ihren Herden noch unstät umherzogen, da raubte sich der Mann aus der Ferne, aus fremdem Stamme das Mädchen zum Weibe, und so kam immer frisches Blut in die abgeschlossene Horde und mit dem Wechsel oft auch Veredlung. Dann wurden die Menschen anfällig, und die Blutsverwandten, die Stammesgenossen siedelten sich nebeneinander an. Noch später lockerte sich das patriarchalische Band und die Nachbarschaft erhielt in friedlicher Zeit freien sittlichen Wert. Gute Nachbarn wurden ein Segen, böse Nachbarn ein Fluch, und viele Sprichwörter der Alten und der Neuern geben darüber Bescheid. Wenn es in der vierten Bitte im Vaterunser heißt: „Unser täglich Brot gib uns heute,“ so sollen wir darunter, wie Luther erläutert, nicht bloß des Leibes Nahrung und Notdurst verstehen, sondern auch „gute Freunde und getreue Nachbarn.“ Als einst Themistokles, so wird erzählt, ein Grundstück verkaufen wollte, ließ er ausrufen, es habe den Vorzug guter, wohlgefinnter Nachbarn. Oft hadern zwei Nachbarn um ein Stück Land; giebt nun der eine seine Tochter dem andern zum Weibe, so erledigt sich der Streit von selbst. So thaten der Brautvater und der Bräutigam im „Göz von Berlichingen,“ und es kehrte Ruh und Frieden unter ihnen wieder ein. Hermann freilich verband sich mit einer Fremden von jenseits des Rheines — er hatte sie aber sicher erkannt, und als Fremde brachte sie Bewegung und neue Gedanken in das sonst allzu stille Haus und Städtchen. Und wäre wohl

das Gedicht möglich gewesen, wenn alles nach dem Maße gemeiner Sitte gegangen wäre?

In älterer Zeit, berichtet uns der Apotheker, war es Gebrauch, daß wenn die Eltern für ihren Sohn eine Braut sich ersehen hatten, sie einen vertrauten Freund des Hauses beriefen und ihn als Freiersmann zu den Eltern des Mädchens sandten. Dieser kam etwa Sonntags nach Tische stattlich gepuht in das erkorene Haus, sprach zuerst über allgemeines, lenkte dann das Gespräch geschickt auf die Tochter, die er nach Gebühr lobte, dann auf den Mann, von dem er kam und dessen er gleichfalls rühmend gedachte. Kluge Leute merkten die Absicht und konnten sich weiter erklären; ward der Antrag abgelehnt, so wars für niemand eine Schande. Gelang aber die Unterhandlung, so blieb im Hause des neuen Paares der Freiersmann auf immer der Erste, und sie erinnerten sich seiner ihr Leben lang. „Jetzt ist das alles, fügt der Sprechende hinzu, mit andern guten Gebräuchen aus der Mode gekommen.“ Hier ist zunächst die letztere Äußerung ganz im Geiste und Sinne des Bürgers: in die behagliche Gegenwart eingesponnen, stößt er doch auf dieses und jenes Hindernis, auf mehr als eine unwillkommene Neuerung; unmutig über die Störung, liebt er es, auf frühere, bessere Zeiten sich zu berufen und die jetzigen Unsitzen zu beklagen. Sonst, sagt der Gastwirt, ging man bequem im Pantoffel und Mütze, jetzt will man, der Mann soll immer gestiefelt sein u. s. w. Alles wird täglich teurer, klagt er bei andrer Gelegenheit, und der Apotheker sagt, er hätte wohl auch gern sein Haus erneuert,

Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?

Ganz so heißt es von König Emmerichs Schatz (im „Reineke Fuchs,“ 5. Gesang)

Goldenes Kunstwerk: man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?

Dann ist jene Art der Ehestiftung, wo die Eltern wählen, die am meisten bürgerliche, denn sie setzt ein noch ungebrochenes Dasein voraus, Einheit der Sitte und des Gemütes. Der Sohn muß heiraten — dieser Entschluß geht voraus. Die Eltern ratschlagen; indem sie seinen Sinn auf ein Mädchen lenken, folgt daraus von selbst die Neigung. Hegel an einer berühmten Stelle seiner „Philosophie des Rechtes“ (§ 162) möchte es sogar ganz im allgemeinen für sittlicher halten, wenn die Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern den Anfang macht, und in der That, die Eltern werden bei ihrer Wahl mehr durch den Sachverhalt, den allgemeinen Zweck bestimmt, sie erwägen, ob die Häuser passen, das Vermögen zureicht, die neue Familie gedeihliche Verhältnisse vorfindet; der Sohn, unverdorben und von den Ausschweifungen übergreifender Phantasie unberührt, begehrt nur nach Ergänzung durch das Geschlecht überhaupt, und das nußbraune Mädchen gilt ihm dann soviel als das schneeweiße. In einer völlig gesunden Welt freilich werden beide Seiten nicht in Widerspruch geraten,

aus der ursprünglichen Einheit nicht hervortreten; wer einem ansehnlichen Geschlechte angehört, wird sich ohne viel Rat und Ermahnung von selbst der Ebenbürtigen zuwenden; der Reichtum wird ihn anlocken, weil dieser in der Fülle der Mittel auch Schönheit der Erscheinung bedingt und gewährt; die fremde Klasse, die fremde Religion, der über- oder untergeordnete Stand stößt ihn ab oder sagt ihm nichts — wie es dem Steinadler nur im Gebirge wohl ist, der Möve am Seeftrande, den Drosseln und Amseln unter den Früchten des Gartens.*) Nun aber löst sich, bald im Aufsteigen, bald im Verfall der Bildung, das Bewußtsein des Einzelnen, das Gemüt mit seiner eignen Art von dem allherrschenden, dunkeln, sittlichen Element (nach Hegel: das Subjekt von der Substanz), und es wird daher die Ehestiftung durch die Eltern gern in die Zeit der Väter zurückverlegt, in eine Höhe, zu der wir mit Ehrfurcht aufblicken, und wo das, was wir schmerzlich vermissen, noch nicht zerstört war. Und dies klingt auch aus den Worten des Apothekers wieder, dem sonst doch die ideale Stimmung fremd ist.

Das lieblichste Bild eines wohlhabenden Bürgerhauses, in dem viel Töchter sind, giebt uns die zweite Epistel. Alle Wirtschaftszweige, alle Beschäftigungen eines solchen werden nach einander vorgeführt, jede in der Hand einer der Töchter: der Keller, die Küche, die Bodenkammer, der Garten, Obst und Gemüse, Nadel und Zwirn, auch der weibliche Putz. Die viele Arbeit im Hause bewahrt die Mädchen vor herzverderbender Lektüre überspannter Romane, ja im Bürgerhause fehlt nicht bloß die Zeit, sondern auch die Lust zum Lesen, und jedes Geschwätz ist willkommener als ein Buch. So reißt jedes der Mädchen im Stillen

Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.

Auch der Garten um das Haus ist kein Park, romantisch und feucht, sondern auf sonnigen Beeten trägt er nützliche Kräuter, die auf den Tisch kommen, und an den Bäumen Früchte, die die Freude der Jugend sind. Der Vater beherrscht so sein patriarchalisches Königreich — „es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl“ (an Frau von Stein, von der Harzreise im Winter). Auch hier mischt sich in die reizende Schilderung eine leise Ironie, verstärkt durch die Anklänge an antike Redeweise; die wohlmeinende Gesinnung schließt heitere Züge nicht aus, z. B. von der Schwester, deren Reich die Küche ist:

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, so ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.

*) Ovid, Heroid. 9, 32: Si qua voles apte nubere, nubo pari!

(Gleich und gleich, so allein ist's recht,
Drauf will ich leben und sterben!)

Hier würde sich das schöne Gedicht „Die glücklichen Gatten,“ das dem Dichter bis in sein höchstes Alter lieb war, passend anschließen, wenn wir davon nicht schon an einer andern Stelle gesprochen hätten. *)

Nachdem die Woche über fleißig gearbeitet worden, ist der Sonntag die Zeit der Erholung, bescheidenen Genusses, der Spaziergänge vors Thor, der Landfahrten. Am Vormittag geht der Bürger, sauber gewaschen und gekämmt, das Gesangbuch unterm Arme, in die aus alten Zeiten stammende Kirche, die durch ihre seltsame Bauart nur noch ehrwürdiger wird; die Stube, die Werkstatt ist schon tags vorher geschauert und ausgestäubt, die messingenen Beschläge glänzen spiegelhell, die Betten sind schneeweiß überzogen, ein Gericht mehr wird aufgetragen. Nachmittags gehts in Begleitung von Frau und Töchtern, Gesellen und Burschen, zum Thor hinaus, ins Freie. So sehen wir im „Faust“ am Osternachmittage die Stadt nach allen Richtungen aufs Land, an die Lustörter sich ergießen, und sie wandern alle an uns vorbei, Typen jeder Art, je nach Stand und Alter in den natürlichsten Worten redend, die der Dichter in die ungezwungensten, holdesten Reime gefaßt hat. „Saure Wochen, frohe Feste“ — diese Lehre wird dem Schatzgräber zuteil, d. h. dem, der auf abenteuerlichen Wegen dem Glück nachjagt und den wahren Schatz, die bleibende Befriedigung in Arbeit und geordnetem Wechsel, nicht zu finden weiß. Nur der Fleißige genießt den Sonntag, den Festtag, der ihn auf eine Weile frei macht und sich selbst zurückgiebt:

Aus Handwerks- und Gewerbesbanden
Sind sie alle ans Licht gebracht.

In der Stille des Sonntags regt sich das Höhere im Menschen — wir sehen es an Hans Sachs. Er steht im saubern Feierwams da, hat das schmutzige Schurzfell abgelegt, läßt Pechdraht, Hammer und Aneipe rasten, und da naht ihm die Muse und giebt ihm Schwänke und gute Sprüche und Lehren ein. Damals, als der Vater des Apothekers dem Knaben die Ungeduld benahm und drüben die Tischlerwerkstatt geschlossen war, da war es Sonntag, und die Fahrt ging nach dem Lindenbrunnen, und der Tischler mit seinen Gesellen wird sich auch dort eingefunden haben. Als vor zwanzig Jahren die Feuersbrunst im Städtchen ausbrach, wurde sie deshalb so gefährlich, weil alle Leute als am Sonntag in festlichen Kleidern spazierend in den Dörfern und in Schenken und Mühlen sich zerstreut hatten. Und an dem Tage, wo die Geschichte in „Hermann und Dorothea“ vorgeht, ist es

*) Unter den „Naturformen.“ Manches von dem, was in jenem Kapitel zusammengestellt worden, ließe sich auch hier unter den Sitten des Bürgertums einordnen und umgekehrt, wie das Allgemeine und das Besondere sich nicht trennen, sondern sich immer auf einander beziehen. Doch ist der Gesichtspunkt hier und dort ein verschiedener und in andrer Betrachtung tritt aus demselben Gegenstande auch ein andrer Inhalt hervor.

wiederum Sonntag; nur heute hat der arbeitjame Hauswirt Zeit, behaglich unter dem Thorweg und später im kühleren Saale sitzend mit Frau und Nachbarn zu schwagen; nur heute können die Lehtern auf der Stelle die Fahrt ins Dorf machen und dort sich erkundigen und verweilen. Daß die vergangene Zeit nach der Feuersbrunst berechnet wird, ist, wie wir beiläufig hinzusetzen, gleichfalls ein echter, dem Leben kleiner Städte entnommener Zug: in dem Jahre, wo es brannte, war er ein Knabe von zehn Jahren, folglich muß er jetzt dreißig zählen, oder: es war bald nach dem großen Feuer, oder ähnliche Redensarten, die zu fallen pflegen, wenn die Rechnung nicht stimmen will, oder die Bürger beim Glase über ein Datum uneins sind.

Was die Feiertage im Laufe des Jahres sind — Lichtblicke, die von ferne winken —, das ist in der Betrachtung des Lebens überhaupt der Traum von Utopien, das Märchen vom Schlaraffenlande. Die Zeiten sind schwer, die Arbeit drückt, die Bedürfnisse steigen; schaffe Geld, heißt es, wenn Frau und Kinder gekleidet und satt werden sollen, und die Lehtern haben guten Appetit — wie schön müßte es im Lande des Wunsches sein, wo die Häuser mit Kuchen gedeckt (cuccagna, pays de cocagne), die Zäune mit Würsten geflochten sind, wo der Müßiggang belohnt, der Fleiß bestraft wird und niemand Bezahlung verlangt oder annimmt. Dies ist seit Jahrhunderten, schon seit Aristophanes und seinem Wolkenkuckuksheim, ein vielbeliebtes, immer willkommenes Thema, das aber nirgends mit so heiterer Grazie behandelt ist als in der ersten Epistel. Alles Grobe ist ausgeschieden, altgriechische Lebensform adelt die in reinem Fluß der Rede behaglich weitergetragenen Bilder einer verkehrten Welt. „Aber hüte dich wohl,“ ruft noch zum Schlusse der Richter dem guten Hans Dynesorge zu,

daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Schmunzelnd hört das der wackere Meister und kehrt halb getröstet zu Sobel und Ambos zurück oder holt im Wirtshaus das Geldstück hervor, das so sauer verdient wird und so leicht vertrunken ist.

Nicht bloß die Männer müssen arbeiten, auch die weibliche Hausgenossenschaft darf die Hände nicht in den Schoß legen. Daß die Bürgermädchen mit ihren Krügen am Brunnen zusammenkommen, haben wir schon an andrer Stelle bemerkt; dort halten sie üble Nachrede, es dauert sie das Unglück, es ärgert sie das Glück des Nächsten, und die Büngelein gehen fleißig hin und her, aber die zu lange ausbleibt, wird, wie Dorothea sagt, mit Recht getadelt. Auch die Bank an der Thür des Hauses ist solch ein Ort lieblichen Schwätzens; sie fehlt auch in dem Landstädtchen nicht, wo Wilhelm Philinens Bekanntschaft macht. Dorthin entschlüpft das Mädchen in der Dämmerung und wechselt verstohlene

Worte mit dem Liebsten, doch gereicht es ihr nicht zum Ruhm. In der Kammer oben aber wird gesponnen:

Wenn unferens am Spinnen war,
Uns nachts die Mutter nicht hinunterließ —

sagt Lieschen; am Spinnrade finden wir auch Gretchen, und Bradenburg muß Klärchen das Garn halten, indes die Mutter strickend dabei sitzt. Aber auch das Spinnen geschieht nur in freien Stunden, und diese sind selten, denn im Hause giebt es viel zu thun. Das Mädchen muß überall Hand anlegen, muß kochen, fegen, nähen, nachts das kleine Schwesterlein wiegen und zum Schweigen bringen, am Waschtrog stehen; dies erzählt uns Gretchen selbst, und doch haben sie sich nicht gerade einzuschränken, denn der Vater hinterließ ein hübsch Vermögen. Auch Dora trägt selbst die Früchte zu Markt, Dorothea ist zu jeder Arbeit geschickt und verdingt sich sogar als Magd, und was das auf sich hat, hält ihr der Pfarrer mit beredtem Munde vor, Hermanns Mutter bringt selbst den Wein und die Gläser auf den Tisch u. s. w. Damit hängt es zusammen, daß in „Hermann und Dorothea“ die Bürgerfamilie sich den armen Flüchtlingen gegenüber nicht mit einem Beitrag an Geld abfindet, also einer Hilfeleistung in abstracto: sie sendet den Überfluß der Wirtschaft, Leinwand und Kleider, Bier, Schinken und Brot und läßt den Notleidenden also unmittelbar teilnehmen an der eignen Wohlhabenheit. „Denn seht,“ sagt auch der Brautvater im „Göz,“ eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen?“ So entnimmt der echte Bürger auch seine Bedürfnisse nicht gern für Geld dem Laden, er bäckt sein eigen Brot, gewinnt seine Wäsche aus eignem Flachs und mästet das Schwein selbst, das ihm den Schinken und die Würste liefert. Ist das Erzeugnis der eignen Arbeit auch nicht immer so vollkommen, wie die aus großen Anstalten bezogene Waare, so ist es doch lauter und echt, nicht bloß scheinbar, auch nicht vermengt und gefälscht. Und auch besser schmeckt es und trägt sich besser, denn die Erinnerung an die eigne Mühe, an manche aufgewandte Kunst und Fertigkeit haftet daran.

(Schluß folgt.)

